

Sprechen der Sprachlosen

Sprechen – Philosophie und Theologie, Psychoanalyse und Politik, Wiedererkennen und Verwunderung, Praxis und Theorie, Nachdenken und Vordenken kommen hier zusammen und gehen miteinander weiter. Das fasziniert mich.

Ich komme von Jacques Lacan her, dem Denker des Unbewussten als Sprechen am „Anderen Ort“, und ich komme von der Freundschaft mit armen Frauen und Familien in Brasilien her, die als „Sprachlose“ gelten können, weil sie keinen Zugriff auf die Sprache der Herrschenden haben. Diese beiden so unterschiedlichen Zugänge haben meine Faszination durch das Phänomen Sprechen verstärkt.

Ich möchte gern zuerst kurz Jacques Lacan das Wort geben und dann den Armen, um am Ende in wenigen Punkten den Erkenntnisgewinn für die Praktische Theologie zu zeigen.

Mit Lacan möchte ich aus folgendem Grund beginnen. Ich ließ einige Jahre hartnäckigen Ringens mit seinen Schriften und Seminaren hinter mir, als ich nach Brasilien ging und ein ganz anderes Leben begann. Als ich von der Leichtigkeit dieses Lebens trotz aller Mühsal, von seiner Bereicherung trotz aller Not, die ich ein wenig zu teilen lernte, hier in Europa zu erzählen begann, wurde mir manches Mal vorgeworfen, ich spreche von den Armen wie eine Reiche, die niemals hungrig, nackt, gefangen und krank wie sie gewesen sei – sonst könnte ich nicht so positiv von ihnen sprechen. Der Vorwurf trifft im ersten Teil eine unabänderliche Realität; im zweiten Teil trifft der Vorwurf nur bedingt zu. Wie ich von den Armen spreche, die zu meinen Freundinnen und Freunden wurden, hat einmal Gründe, die so wenig zu benennen sind, wie man begründen kann, warum man sich verliebt; und es hat zum anderen – so denke ich jetzt – auch mit meiner Beschäftigung mit Lacan zu tun.

1 Jacques Lacan

Wenige Sätze zu Lacan (1901-1981) sollen hier nur den Hintergrund dafür zeigen, wie ich Arme in Brasilien erlebt und ihr Sprechen gehört habe.

Im Gegensatz zu einer Weiterentwicklung Freudscher Einsichten, die dazu führte, das Ich zu betonen, kehrt Lacan, wie er selber betont, zu Freud zurück, weil es ihm um das Unbewusste geht, genauer darum, das Unbewusste nicht als Bedrohung zu sehen, sondern als Chance. Chance, weder uns selber noch den anderen auf das zu reduzieren, was wir von uns, von ihm oder ihr wissen, Chance, auf das hören zu dürfen, was in uns

spricht – dort, wo wir nicht sind, uns überraschen zu lassen durch etwas, was sich nicht unserer Denk- und Sprechanstrengung verdankt und worauf wir mit unserer Vorstellungskraft nie gekommen wären.

Lacan konzentriert sich auf „Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse“ – so der Titel seiner programmatischen Rede auf dem Kongress der Psychoanalytiker aus romanischen Ländern in Rom 1953. Denn Sprechen und Sprache sind der Ort der Konstituierung des Subjekts, der sich zugleich immer entzieht, „anderswo“ ist: Hinweis auf das Unbewusste.

„Sie sollen wissen“ – so Lacan zehn Jahre später zu Beginn eines seiner jährlichen Seminare – „dass meine ganze Anstrengung während Jahren darauf gerichtet war, dieses Instrument, das *Sprechen*, in ihren (der Analytiker) Augen wieder zu seinem Wert kommen zu lassen – ihm seine Würde wiederzugeben und zu bewirken, dass das Sprechen für sie nicht bloß aus jenen von vornherein entwerteten Worten besteht, die sie dazu nötigen, die Blicke anderswohin zu richten, auf der Suche nach einem Äquivalent.“ Ihren Wert empfangen die Worte für Lacan nicht aus einer außerhalb ihrer liegenden Entsprechung, sondern aus ihrer Beziehung untereinander. Die Würde des Sprechens ist es, Menschen in eine Beziehung zu bringen, die sie mit einem ‚Wert‘, einer jeweiligen Wirklichkeit als einer-für-den-anderen ausstattet.

Lacan gründet das Subjekt nicht in einem bewussten Ich, das sich an die Stelle eines zu zählenden Unbewussten setzen soll, sondern in seinem unbewussten Begehren, das vom Ich oft genug verraten wird. Es geht darum, dass ich werde, nämlich dass ich in der Wahrheit meines unbewussten Begehrens zu Tage trete. Zu dieser Wahrheit gehört wesentlich ein anderer. Niemand ist selber die Quelle seines Begehrens, dieses wird immer von einem anderen her empfangen. Das Subjekt fehlt sich selber. Dieser Begriff des Fehlens, des konstitutiven Mangels, und der Begriff des anderen, der für die radikale Alterität steht (durch die Schreibweise mit großem A hervorgehoben), gehören zusammen und werden von Lacan neu in die Freudsche Topik eingeführt.

Die Abhängigkeit vom anderen, das Fehlen des Subjekts „selber“, gehört zur Existenz menschlicher Wesen, die „sujets“, Unterworfenen der Sprache sind. Nur sprechend, in der Beziehung zu einem anderen, kann ich werden. Dabei stehe ich mir am meisten im Wege, mit dem Ich, auf das ich ausgesprochene Aufmerksamkeit verwende. Nur der andere kann mir – durch die Qualität seines Hörens und Sprechens – dabei helfen, in der Wahrheit meines Fehlens, meines unbewussten Begehrens, zu Tage zu treten, indem er oder sie es anerkennt. Der Struktur menschlicher Beziehungen, die von der Offenheit für den anderen und damit von einem konstitutiven Mangel bestimmt ist, trägt ein Hören Rechnung, das warten kann, das nichts Bestimmtes hören will, das in gewisser Weise passiv ist, das Fehlen erleidend.

2 Arme in Brasilien

Die Menschen in Brasilien, mit denen ich arbeitete und die mich leben lehrten, sind für mich mit ihren Namen und Geschichten in ähnlicher Weise präsent wie diejenigen, mit denen ich mich hier in Europa verbunden fühle. Wenn ich an sie denke, denke ich nicht an „die Armen“, so wenig wie ich an Menschen hier als „die Reichen“ denke. Als ich über meine Jahre in Brasilien ein wenig systematisch nachzudenken begann, sprach ich aber durchaus von „den Armen“ – warum?

Diese Bezeichnung war und ist für mich ein relationaler Begriff: gebunden an eine konkrete Beziehung. Meine Beziehung zu vielen Menschen in Brasilien und ihre Beziehung zu mir waren entscheidend von unseren jeweiligen so ganz anderen Lebensumständen geprägt: Die vielfältigen Fremdheit, die ich erlebte, hatte mit der Armut der anderen zu tun – und das, was sie bei mir meine „andere Kultur“ nannten, hatte auch mit meinem Reichtum zu tun.

Armut ist geraubtes Leben – und ich war nicht auf der Seite der Beraubten.

Zum Leben gehören Menschenrechte, gehört eine durch diese Rechte gesicherte Freiheit, gehört ein Selbstbewusstsein, gehört eine Vision der eigenen Zukunft. Dies alles gehörte mir mit einer solchen Selbstverständlichkeit, dass ich es gar nicht wusste. Erst in Brasilien lernte ich, wie viele Menschen um ihre Rechte und ihre Freiheit, für ihr Selbstbewusstsein und ihre Zukunft, die für mich selbstverständlich waren, kämpfen mussten, weil sie ihnen geraubt worden waren.

Von allen Rechten auf ein menschenwürdiges Leben lernte ich das Recht auf Land als grundlegend kennen. Das geraubte Recht auf Land zieht den Raub aller anderen Rechte nach sich. Das habe ich sowohl in São Paulo erlebt, wo ich lange Jahre die Landlosenbewegung begleitete, als auch im sogenannten Innern des Landes im Nordosten.

Rechtlosigkeit bedeutet Abhängigkeit. Wie stark diese Abhängigkeit alle Lebensbereiche prägt und wie ohnmächtig sie macht, das erfuhr ich vor allem auf dem Land im Nordosten Brasiliens. Arbeit, Schulunterricht, Ausbildung, Transport, Gesundheitsvorsorge – das alles ist nicht ein Recht, sondern eine Gunst derer, die das Land besitzen und zugleich die Mächtigen am Ort sind.

Der Raub der Rechte und der Freiheit hat fast immer einen Raub des Bewusstseins dieser Situation zur Folge. Viele Arme lassen sich entweder einreden, dass sie gar nicht zu den Armen gehören oder dass sie selber an ihrer Situation schuld sind. Sie verachten sich selber.

„Das grundlegende Unrecht“, so schrieben 1992 die Ordensleute von Brasilien, „ist das den Armen geraubte Bewußtsein. Ihnen wurde ein Bewußtsein der Unterlegenheit eingeimpft.“ Das Schlimme an diesem Raub ist, dass er nicht rückgängig zu machen ist. Nichts ist schwerer als verletztes Selbstbewusstsein zu heilen.

Raub der Rechte und der Freiheit, Raub des Bewusstseins, Beraubte zu sein: damit wird den Armen auch ihre Zukunft geraubt. Sie haben keine Mittel, um zu planen. Ihre tiefste Demütigung: nicht für ihre Kinder sorgen zu können.

Diese Rechtlosen nenne ich „die Armen“. Wenn ich von ihnen spreche, werden meine konkreten Beziehungen zu ihnen durchklingen.

3 Kultur des Schweigens? Plädoyer dafür, den Armen zuzuhören

Ernst Lange schreibt in seiner Einführung zur „Pädagogik der Unterdrückten“ von Paulo Freire: „Am Anfang seiner Pädagogik steht ein Schock: die Entdeckung der Kultur des Schweigens.“ Ausgeschlossen vom Mitsprechen und Fragen, erst recht vom Einbringen ihrer Kritik und ihrer Ansprüche, bleiben die Armen stumm. Daher der Wille jeder befreienden Pädagogik, ob in den Basisgemeinden oder in den Bewegungen, die um eines der geraubten Menschenrechte kämpfen, Frauen und Männern Mut zu machen, das Wort zu ergreifen. Meine eigene Arbeit war stark von diesem Wunsch bestimmt. Den Schock von Paulo Freire habe ich selber erlebt und heftig gegen die „Kultur des Schweigens“ angekämpft. Dennoch wusste ich von Anfang an, dass die Wirklichkeit viele Facetten hatte. Ich merkte bald, und eben dies war eines der Dinge, die mich bei den Armen so anzogen, dass sie sprechen konnten, anders und näher am Leben und zum Leben hin, als ich es je gehört hatte. Aus diesem Grund macht es mich besonders betroffen, wenn sie nicht mehr sprechen.

4 Die Verbundenheit selber sprechen lassen

Eine meiner ersten Schwierigkeiten im Landesinnern des Nordostens hatte ich damit, dass die Leute längere Zeit in Stille beieinander sitzen konnten. Je weiter ich gehen musste, um zu einem Dorf zu kommen, desto sicherer konnte ich dort mit dieser Gepflogenheit rechnen. Vor dem Einbruch der Nacht setzt sich einer vor seinem Haus nieder. Das ist wie eine Einladung. Nach einer Weile hat sich eine kleine Runde still dasitzender Menschen – meistens sind es Männer – dazu gesellt. Setzte ich mich zögernd dazu, musste ich warten lernen, lernen, das Warten in Stille nicht für Zeitverlieren zu halten. Dann begann diese Stille ganz allmählich, auch zu mir zu sprechen. Das Hinzukommen des einen, das Zusammenrücken der anderen, das gemeinsame Sich-Zeit-Lassen, das Ansetzen zum Sprechen, Warten, das Aufnehmen eines Satzes – sind Bestandteile einer Stille, die ihrerseits spricht. Es geht um die wechselseitige Vergewisserung des Daseins miteinander, nicht um den Austausch von Neuigkeiten. Das Schweigen ist wie ein Schauen und Horchen auf die anderen und auf die vergehende Zeit, in der alle miteinander verbunden sind. Die einen gehen weg, die anderen kommen an – das gehört zum Rhythmus der Zeit. In ihr bleibt die Verbundenheit derer, die dem Gehen und Kommen unterworfen sind. Schweigend nimmt man sich gegenseitig zur Kenntnis und gewährt einander Zeit, indem man beieinander bleibt. Das spärlich hin- und hergehende Wort dient vor allem der

und hergehende Wort dient vor allem der wechselseitigen Anerkennung der Sprechenden und der Stärkung ihrer Verbundenheit.

5 Sprechend sich des Lebens in Beziehungen vergewissern

Das gemeinsame Aushalten der vergehenden Zeit im Schweigen war mir fremd – genauso fremd war mir, dass die Anwesenheit eines Toten oder Sterbenden viele Menschen für Stunden oder eine ganze Nacht lang zusammen ruft, um diesmal keineswegs im Schweigen beieinander zu bleiben.

Nicht nur auf dem Land, sondern auch noch in der Stadt ist es ein heiliger Brauch, in dem Haus, in dem ein Mensch im Sterben liegt oder in dem ein Toter aufgebahrt ist, zu einer Nachtwache zusammen zu kommen. Jedes Mal, wenn ich mich von den Familien, in deren Nähe ich wohnte, zu einer solchen Nachtwache mitnehmen ließ, staunte ich, in einen von vielen leisen Stimmen belebten Raum zu kommen, wo ich Schweigen erwartet oder befürchtet hatte. In wechselnden kleinen Gruppierungen sprechen da Menschen miteinander. Und ihr Sprechen erstirbt nicht. Es ist, wie wenn die Lebenden als sprechende Gemeinschaft garantieren wollen, dass das Verstummen nicht endgültig ist. Bei diesem Sprechen geht es nicht um besonders passende Inhalte. Es geht um das Ganze, das vielfache, vielfältige Verknüpftsein, das Leben ist: Da werden auch belanglose, sogar lustige Geschichten, merkwürdige und bunte Fäden hinein verwebt. Zuspochen von Leben bedeutet jetzt, Nähe zwischen den Lebenden schaffen, das Leben spendende Spiel der Beziehungen um den herum in Bewegung zu halten, der daraus weggegangen ist. Dabei gehen die Armen so mit dem Sprechen um, dass alle daran mitarbeiten können. Kein Faden wird verworfen. Denn alle werden gebraucht, um das eine lebendige Netz der Beziehungen zu knüpfen, das den Gehenden überdauert und den Kommenden trägt.

6 Sprechen zum Gericht

Das folgende Gedicht fand ich in dem mit Hilfe von Carlos Mesters und Marta Suplicy – gegenwärtig Bürgermeisterin von São Paulo – 1987 erschienenen Gedichtband von Maria Elisabete Lima Mota: „Declaro que estou em tormento“ / „Hiermit erkläre ich: Ich bin in Bedrängnis“. Die Autorin gehörte damals zu den „Leidenden der Straße“, wie Brasilianer Menschen nennen, die auf der Straße leben. Bei einem ihrer Treffen hatte ich Elisabete kennen gelernt. Ihre Texte ließen mich nicht los, und ich begann sie zu übersetzen. Hier ein Auszug aus ihrem Gedicht „Verfluchung“.

*„Vergebung – jetzt oder nie!
Verrückt vor Verfluchung
lasse ich zu, daß du deine Burgen baust
mit den Geschichten unserer Klage.
Laß nur!
Nagle ruhig in unsere Herzen
die Verrücktheit der Undank erfahrungen.*

Ein Tag wird kommen, an dem weder ich noch dein Gold
 noch deine Schätze
 Wert haben werden.
 Wie der Wind, der ohne Erklärungen geboren wurde,
 wie das Meer, wie der Mond, wie die Sonne,
 von unsichtbarem Schöpfer.
 Er wird eine Tür öffnen, die nicht unsichtbar sein wird.
 Weder dein Gold noch deine Weisheit werden die Losung kaufen.
 Deine unreinen Absichten und Gedanken,
 deine vorsätzlich als gebildet aufgesetzten Gesichter
 werden nicht durch die Tür gehen ...
 Denn allein die Fähigkeit zum Empfinden,
 die stumm ist und unschuldig,
 wird fühlen ...
 Wenn man durch die Tür ins Innere eintritt, sieht – die Freiheit erscheint!
 Und die Verrückten, so rein, so mißhandelt,
 werden da an meiner Seite stehen.
 Und deine Burgen, die sich auf unserem Schmerz erhoben,
 werden verflucht sein:
 Trockenheiten und Überschwemmungen,
 Überschwemmungen und Trockenheiten
 werden sie foltern.
 Die Sonne, tausendmal, zehntausendmal heißer,
 der Mond, tausendmal, zehntausendmal kälter...
 Dein Weizen wird nicht mehr wachsen;
 das Meer möge dich aufnehmen – möge dich herbringen.
 Und dann wirst du dran sein mit dem Suchen. ...“

Elisabeth spricht als Verletzte und lässt ihre Verletzung selber sprechen. Darin liegt die Kraft ihres Sprechens. Es kündigt das Gericht an, allen, die nicht zu den Verrückten, den Reinen und Misshandelten gehören. Baue ich Burgen mit den Geschichten der Klagen der Armen? Elisabeth rechnet nicht nur mit Personen, sondern auch mit Verhaltensweisen ab. Absichten, Gedanken, Vorsätzlichkeit werden zum Unterscheidungsmerkmal bei Gericht wie das Gold und der Reichtum. Die Veränderung durch das angekündigte Gericht hebt die Logik aus den Angeln, auf der das absichtsvolle Handeln aufbaut. Nichts behält mehr seinen früheren Wert, die Natur selber wird die Reichen foltern und sie um die Früchte ihrer Anstrengungen bringen. Die alles besitzen, werden zu Suchenden werden, weder ihr Reichtum noch ihre Kenntnisse können ihnen den Zugang zur Freiheit erkaufen. Sie werden gezwungen sein, bei denen um Gold zu betteln, die sie misshandelt haben. Deren Stärke ist die „Fähigkeit zum Empfinden, die stumm ist“ – oder auch die Schwäche, ihre Verletzung zu Wort kommen zu lassen.

7 Sprechen zum Leben

Königin des lebendigen Sprechens habe ich einmal meine schwarze Freundin Mecé in São Paulo genannt. Ihr Erzählen erneuert das Leben. Die raue Stimme ihres Erinnerns streicht behutsam über das, was weh tut. Der hervorbrechende Donner ihrer Klage erschreckt weniger als ihr Verstummen. Wenn ihre Stimme sich beim Erzählen erwärmt,

wächst der Mut. Ihr lustvolles Kichern über den Wandel in ihrem Leben verstärken das Zutrauen in die Zukunft. Ich selber hatte nicht selten den Eindruck, lebendiger zu werden, wenn ich sie hörte. Und es geht nicht nur mir so. Woran liegt das?

Mecé gibt nicht etwas zu hören, sondern sich selbst. Es gelingt ihr nicht, Geschehenes zu erzählen, ohne ihre Stimme sagen zu lassen, was sich an ihr in diesen Geschehnissen ereignet hat. In ihrem Sprechen ist sie so präsent mit ihrer Trauer, ihrem Zorn, ihrer Anklage, ihrem Aufruhr, ihrem Schmerz, ihren Kämpfen, ihrer Hoffnung, ihrer Bitte, ihrem Triumph, dass es das leidende und widerstehende Leben selber zu sein scheint, das da spricht, nicht die gedemütigte, in Stummheit gehaltene Schwarze, die sich manchmal noch schämt, vor anderen zu sprechen. Auch wird nicht nur ihr Leben hörbar, sondern zugleich das Leben der vielen, die zu ihrer Familie, ihrem Volk, zu der unzählbaren Schar derer gehören, die aus der Bedrängnis kommen. Und noch etwas: Ihr Sprechen ist nicht wie das Abschreiten eines inneren Gefängnisses. Sie nimmt – so erlebe ich es zumindest – die Hörenden in eine Geschichte hinein, die offen ist, in der Fragen bleiben, auf die Mecé von uns keine Antwort erwartet. Das Zögern, Abbrechen und Ansetzen, die Veränderungen ihrer Stimme sind so überraschend, weil sie damit nicht auf die reagiert, die ihr zuhören. Ihr Stillwerden „klingt“, wie wenn ein unhörbares Gespräch weiter geführt wird.

8 Nicht mehr sprechen

Jetzt komme ich zurück nach Europa. „Der Schrei des Schweigens der Armen“ ... so endet der 1999 gedrehte Film über ein früheres Bergbaugebiet in Belgien, das für das Elend bekannt ist, in dem viele Menschen hier leben: Borinage. Hunger, Scham, Angst treiben hier die Menschen, sich zu verstecken. Entsetztes Verstummen, wo die Kamera sie einfängt. Der Reporter, dessen Blick man in dem Film nur folgen kann, sucht die verfallenen Mauern und Fensterlöcher ab, die wie ein fest verschlossenes Gesicht sind, das nichts laut werden lässt, keine Klage, keinen Zorn, nur Angst und Scham. Von den wenigen Menschen, mit denen zu sprechen es ihm gelingt, gibt ihm ein alter Mann einen Hinweis: „Wer nie Hunger hatte, kann den nicht verstehen, der Hunger hat.“ Dieser alte Mann flieht nicht vor dem Reporter, weil er eine Bitte hat. Der Fremde soll seinen kostbaren Besitz sehen und öffnen. Es ist ein altes Buch, das dem Mann verschlossen ist, weil er nicht lesen kann. Als er für den Reporter zum zerbrochenen Fenster eines Hauses ruft, hinter dem ein Kind auf die Straße sieht, und die Frau, die dort mit ihren Kindern lebt, zum Öffnen bewegen will, gibt es einen Laut, und das Kind verschwindet. Der Reporter hört schließlich die anderen, diejenigen, die das Sagen haben, und auch diejenigen, die den Verstummten Mut zum Sprechen machen möchten. Und das macht den Film für mich vielleicht so eindrucksvoll: Er hört anders, er hört so, dass er den „Schrei des Schweigens der Armen“ zu hören gibt.

9 Den Armen zuhören?

In der Stille ihres Zusammenseins eine Weisheit hören, die sich in ihren Gesten, in ihrer Geduld, in ihrer Gelassenheit ausdrückt, weil sie sich ihr zur Verfügung stellen.

Auf die Vielstimmigkeit der Wachenden in der Nacht des Abschieds hören, die sich Leben zusprechen, solidarisch in ihrer wechselseitigen Angewiesenheit auf diesen Zuspruch.

Im angreifenden Wort die Verletztheit des Sprechenden hören und seine oder ihre flehende Bitte, anerkannt zu werden.

Dem Sprechen zuhören, das von anderswo herkommt, und das Hören bei denen üben, die solchem Sprechen Raum geben.

Auf die Verstummten hören, solange hören, bis sie vielleicht zu sprechen beginnen.

Solches Hören hat nicht wenig mit dem Hören der Psychoanalyse zu tun, wie es Lacan beschreibt: jenes Hören, das dem Fehlen des Subjekts, seinem Begehren Rechnung trägt. Solches Hören ist vielleicht bei den Armen möglich, weil sie näher am Sprechen sind, das seine Würde und seinen Wert aus der Beziehung schöpft, die es herstellt.

10 Drei Verbindungen für eine Praktische Theologie, der es um das Sprechen geht

Hier wäre wieder auf Lacan zurückzukommen, mit seiner Unterscheidung eines leeren und eines vollen, wirklichen Sprechens. In aller Kürze nur dieser Hinweis: Als Beispiele für ein wirkliches Sprechen dürfen die Situationen gelten, die ich eben bei den Armen beschrieben habe. Denn das Sprechen ist „voll“ und in Wahrheit ein Sprechen, in dem sich das Fehlen des Subjekts und seine Bitte um Anerkennung vernehmbar macht. Das Sprechen jedoch ist leer, wenn es sich an seiner informativen Funktion genügt und mit ihr den Anruf, die Bitte an den anderen übertönt. Das bei den Armen gehörte Sprechen zeigt nun, über Lacan hinaus, Verbindungen zur Zeit, zum Hoffen, zum Hören, die für die Praktische Theologie interessant sein können.

a) Sprechen braucht Zeit, und es gewährt Zeit

Kein Zweifel: Sprechen braucht Zeit. Das macht ja das Zuhören oft so mühsam. Dass jedoch Sprechen Zeit gewährt, scheint ein Unding zu sein. Tatsächlich gilt das nicht für das leere Sprechen, in dem ein Ich vergeblich sich auszusprechen sucht und nur um sich selber kreist. Und es ist die Frage, welche Zeit gemeint ist: Die Zeit, die immer hinter mir liegt, wie ein verbrauchter und nicht mehr zu erneuernder Vorrat zum Leben, kann es nicht sein. Es ist die Zeit, die vor mir liegt, ohne dass ich es weiß, die Zeit, die sich mir eröffnet, unerwartet, und doch erbeten in der Tiefe meiner Angewiesenheit. Meine Zukunft wird mir von einem anderen her zugesprochen, sein Sprechen, ihr Sprechen schenkt mir meine Zeit. So kann auch aus dem Zeitverlieren im Stillbleiben mit anderen für mich ganz ungeahnt geschenkte Zukunft werden.

b) Sprechen vermehrt Hoffnung und Hoffnung befähigt zum Sprechen

Was bedeutet der „Schrei des Schweigens der Armen“ mitten in Europa? In Brasilien finden Schmerz, Trauer, Ängste, aber auch die unbesiegbare, verrückte Hoffnung auf ein gerechtes und friedliches Zusammenleben immer noch Worte. Tatsächlich scheint es mir gerade die Hoffnung zu sein, die trotz beängstigender Erfahrungen von Gewalt und Unterdrückung das Sprechen nicht verstummen lässt. Dass ein „volles“ Sprechen Leben bewirkt und damit Hoffnung, dass es der Sprechenden selber zum Leben verhilft, indem es sie widerständig macht und ihre Hoffnung stärkt – das hatte ich bald in Brasilien begriffen. Aber dass ein solches wirkliches Sprechen auch aus der Hoffnung kommt, ist mir erst hier deutlich geworden. Vertrauen und Hoffnung sind es, die zum Sprechen befähigen! Arme in Brasilien sprechen, weil sie hoffen. Sie sagen, dass sie sterben würden, wenn sie nicht mehr hoffen. Wenn mit dem Selbstbewusstsein und der Zukunft auch Glaube und Hoffnung geraubt werden, dann wird auch das Sprechen geraubt. Und dieser Raub ist wie ein Todesurteil, es sei denn Menschen gelingt es, verstummten Menschen mit einem so ausdauernden Verlangen, mit einer so beharrlichen Hoffnung zuzuhören, dass ihr Sprechen erwacht.

c) Sprechen weckt Zuhören, und Zuhören bringt Menschen zum Sprechen

Nicht jedes Sprechen weckt den Wunsch, mehr zu hören. Aber grundsätzlich scheint doch zu gelten: dem Hören muss ein Wort vorausgehen, das es weckt. Das Umgekehrte ist jedoch genauso oder vielleicht sogar in einem tieferen Sinn wahr. Das Sprechen wird auch aus der Hören geboren, vor allem aus jenem Hören, das sich vom Schweigen nicht entmutigen lässt, das wartet und nicht nachlässt in seinem Verlangen nach einem Wort des oder der anderen. Wenn die Verstummt diesem beharrlichen Hörwunsch nachgibt, und sei es, um ihn zum Aufgeben zu zwingen, bleibt dieses Hören immer noch da, lässt sich nicht abweisen, nimmt auch die Worte auf, die eine Tür schließen, gibt ihnen eine andere Resonanz, hört noch in der Absage den Beginn eines wirklichen Sprechens, teilt schweigend so seine Hoffnung, aus der irgendwann das Sprechen des oder der anderen geboren werden wird